



Vortrag von *Professor Dr. Wolfgang Pehnt*, Köln,
über

„Kirchen auf Abbruch“

- Verkauf und Abriss bedrohen Hunderte von Gotteshäusern
– was tun? –

am 22. März 2006 im „Haus des Kirchenkreises“ in Recklinghausen

Vor einem Jahr ereignete sich eine Geschichte, die - unberechenbar, wie öffentliches Interesse oder Desinteresse ist -, den Weg durch alle größeren Zeitungen der Republik nahm. Sie ist zu einer Art Menetekel für das Schicksal vieler deutscher Kirchbauten, katholischer wie evangelischer, geworden. Im idyllischen Berliner Vorort Gatow, an einem der Havelseen gelegen, beneidenswerte Wohnlage, wenn auch weitab vom hauptstädtischen Zentrum, wurde am 29. April 2005 in der Kirche St. Raphael vierzig Jahre nach ihrer Erbauung jener Ritus gefeiert, mit dem die Aufhebung einer katholischen Kirche begangen wird, der Entwidmungsgottesdienst. Die Kirche, so konnte man lesen, werde einen Lebensmittel-Supermarkt aufnehmen. Der Generalvikar teilte mit, die Kirchengemeinde habe zunächst durchgesetzt, daß die äußere Hülle des Hauptgebäudes erhalten bleibe, um - so wörtlich - „der Würde des Gebäudes gerecht zu werden“.¹ Das muss man zweimal lesen.

St. Raphael war eines der ganz wenigen Bauwerke, die der rheinländische Kirchenbauer Rudolf Schwarz für Berlin entworfen hat. Es ist die einzige Kirche, die er in der Stadt gebaut hat, und eine seiner letzten überhaupt. Ausgeführt wurde sie nach dem Tode des Meisters vom Atelier des Architekten, der Architektin Maria Schwarz und ihren Mitarbeitern. St. Raphael gehört sicherlich nicht zu den ganz großen Werken von Schwarz. Die Anlage bildete ein bescheidenes Ensemble von Baukörpern, das sich auf dem parkartigen Grundstück in einem kleinen Prozessionsweg erschloss. Der Glockenstuhl stellte zugleich ein Tor dar, durch das der Weg führte, bevor er dreimal im rechten Winkel umbrach und durch einen niedrigen Anbau und eine nur etwas höhere Kapelle den quadratischen Gemeindesaal erreichte. Den „reinen Würfel“ nannte Schwarz ihn.² So instrumentiert ein Meister.

Im Hauptsaal selbst war die Altarstelle dreiseitig von der Gemeinde umgeben, wie es das nachkonziliare Bauen nahe legte. Aber diese Kirche hier war vor dem Konzil entworfen worden, von einem Architekten, der schon früh der Liturgischen Bewegung nahe gestanden hatte. Tageslicht fiel durch einen umlaufenden Lichtgaden. Die Grisaille-Verglasung hatte Georg Meistermann entworfen. Hinter dem Altar löste sich aus dem Oberlichtstreifen ein trapezförmiges Mittel-fenster, das tiefer herabstieg, wie eine Gebärde der Zuwendung.

¹ Generalvikar Ronald Rother, Erzbistum Berlin, an die Akademie der Künste, Sektion Baukunst, Berlin, 14.6.2005.

² Rudolf Schwarz. Kirchenbau. Welt vor der Schwelle. Heidelberg, 1960. S.309.

St. Raphael bedeutete zumindest für den Pfarrer der Bauzeit einen Ort des Gedächtnisses. Er war Gefängnisgeistlicher in Spandau gewesen und hatte in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs Menschen, die als politische Opfer des NS-Regimes zum Tode verurteilt waren, Deserteure oder Wehrdienstverweigerer, auf ihrem letzten Weg begleiten müssen. In der neuen Kirche in Gatow hatte er sich einen Gedenkort für diese Toten gewünscht.¹ Schwarz nahm diesen Wunsch in sein Konzept auf, das er als einen Gang aus der niedrigen engen Vorkirche in den lichten, hohen Gemeinderaum verstand. Gibt man einen solchen Gedenkort zugunsten eines Supermarkts auf? Die Kirchenobrigkeit will von einer derartigen Bestimmung nichts gewusst haben, obwohl sie in Schwarz' Buch *Kirchenbau* nachzulesen ist.² Offizieller Erinnerungsort für die Opfer des Regimes sei die Gedenkstätte Maria Regina Martyrum in Plötzensee und sonst keiner.

Die Geschichte des Verlusts von St. Raphael hat mehr als eine Merkwürdigkeit, und sie hat viele typische Züge. Die Gemeinde war klein geworden, umfasste 500 Mitglieder, war mit der Nachbargemeinde zusammengelegt worden. Neue Nutzer - etwa andere Religionsgemeinschaften oder kulturelle Einrichtungen - hatten sich nicht gefunden. Zunächst sollten nur Teile der Baugruppe abgerissen und der Hauptbau für den Supermarkt erweitert werden. Dann wurde der Vertrag zwischen Käufer und Verkäuferin, dem Projektentwickler und der Gemeinde, auf Abriss umgeändert, unter Berufung auf einen missverstandenen Brief des Rechtsanwalts von Maria Schwarz. Man kann sich die Genugtuung der Supermarkt-Betreiber vorstellen, endlich freie Bahn zu haben und nicht mehr an künstlerisches Urheberrecht gebunden zu sein, was immer Urheberrecht in dieser Lage noch geholfen hätte.

Aber gibt es da nicht eine Institution namens Denkmalamt? St. Raphael stand nicht unter Denkmalschutz; keine Kirche dieser Epoche war in Berlin geschützt. Der Landesdenkmalrat Berlin sollte Empfehlungen für die Unterschutzstellung ausarbeiten und wollte sich auch mit St. Raphael befassen. Doch just am Tag vor dem anberaumten Sitzungstermin fuhr der Abrissbagger auf; so eilig war es plötzlich. Eilig war es nur für einen Tag. Denn seit dem Sommer 2005 liegt das nunmehr kirchenlose Grundstück brach, eine unschuldige Wiese, als habe sie nie ein Bauwerk getragen oder werde je wieder eins tragen. Die Baggerspuren sind schon vom Gras überwuchert.

Fragen gehen auch an die Denkmalbehörde. Das Berliner Denkmalschutzgesetz sieht das Instrument einer vorläufigen Unterschutzstellung vor. Warum wurde es nicht angewendet? Manchmal malt man sich aus, wie es wäre, wenn Untere Denkmalschutzbehörden nicht bei der Kommunalpolitik, in diesem Fall der Senatsverwaltung, angesiedelt wären, wenn sie nicht weisungsgebunden wären, sondern frei ihrer eigenen Einsicht folgen könnten. Aber Denkmalpfleger sind auch unterschiedlich sozialisiert. Wer mit der Modernekritik der siebziger und achtziger Jahre groß geworden ist, wird sich schwerer tun, denkmalwürdige Qualitäten in einem Bau von Schwarz oder dessen Altersgenossen zu erkennen als einer, für den diese Bauten Offenbarungen seiner Jugend waren.

Es war also kein Unglücksfall, kein Kriegsverlust, kein Brandunglück, die dieser Kirche die Existenz kosteten. Es war eine von der Gemeinde in Kauf genommene Zerstörung, vom Generalvikariat einer finanzschwachen Erzdiözese gebilligt, wenn nicht sogar nahe gelegt, vom zuständigen Weihbischof abgesegnet. Protestiert haben die Berliner Akademie der Künste, der Bund Deutscher Architekten, der Deutsche Werkbund, Einzelpersonen, andere Kirchengemeinden - vergebens.

¹ Pfarrer G. Jurytko an Rudolf Schwarz, 22.7.1959. Archiv Schwarz, Köln.

² Rudolf Schwarz. *Kirchenbau*. Welt vor der Schwelle. Heidelberg, 1960. S.309.

Das Aufsehen, das der Fall von St. Raphael erregte, öffnete vielen die Augen für eine Situation, die schon seit langem besteht, in Fachzeitschriften, auf Fachtagungen, Kirchentagen und Kirchenbautagen seit Jahren diskutiert wurde. Seitdem aber berichten auch Tageszeitungen über ähnliche Fälle. Mindestens in einem Bundesland, Nordrhein-Westfalen, hat es sogar eine Landtagsdebatte zum Thema gegeben. Gebracht hat sie übrigens nichts. Die Kirchen werden vom Land keinen Cent mehr bekommen für die Erhaltung ihrer Gotteshäuser, wie der Bauminister Oliver Wittke die fünf katholischen Bistümer in NRW und die drei evangelischen Landeskirchen vor einem Monat wissen ließ. Keine Rede von einer Aufstockung des Denkmaleats, allenfalls Zuschüsse für Machbarkeitsstudien bei der Umnutzung nicht mehr benötigter Kirchen.

St. Raphael war nicht die erste Kirche, die aus ihrem liturgischen Gebrauch fiel und aufgegeben wurde,¹ und es wird nicht die letzte sein. Angaben über die Größenordnung der anstehenden Verluste sind schwer zu erhalten. Wo sie vorliegen, wage ich, ein Fragezeichen dahinter zu setzen. Eine Umfrage der Deutschen Bischofskonferenz vom Ende des vergangenen Jahres kommt zu dem Ergebnis, dass rund drei Prozent der vorhandenen 24 500 katholischen Kirchenbauten in Deutschland geschlossen oder veräußert werden müssen; das wären etwa 700. Veräußerung muss natürlich nicht heißen, aber kann heißen: Abriss.

Doch wenn ich lese, dass allein die Ruhrdiözese fast ein Drittel ihrer Kirchen - nämlich vorerst 96, ursprünglich 120 von etwa 350 Bauten - aufgibt; wenn das Bistum Aachen gleichfalls auf etwa 120 Kirchen und Kapellen verzichten will;² wenn das Erzbistum Berlin ein Viertel seiner „pastoral genutzten Flächen“ einsparen möchte; dann zweifle ich an den drei Prozent der gesamtdeutschen Statistik. Auf der roten Liste stehen jetzt schon Gesamtkunstwerke der zwanziger Jahre wie Heilig Kreuz in Gelsenkirchen von Josef Franke (1927-29), ein parabolisch gewölbtes Kirchenschiff mit einem Chorturm, durch den das Licht auf die Altar Bühne geschüttet wird, phantastisches geistliches Theater aus spätexpressionistischen Tagen. Von diesem zu wenig bekannten Architekten sind allein vier Kirchen betroffen. Da steht ein ganzes Architektenoeuvre in Gefahr, ausgelöscht zu werden.

Es sind darunter drei Kirchen abermals von Rudolf Schwarz in Bottrop, Duisburg und Oberhausen, und hier sind es große, liturgisch und liturgiegeschichtlich bedeutungsvolle Baufiguren. Es ist darunter eine Kirche von Dominikus Böhm, das wehrhafte St. Engelbert in Essen aus den dreißiger und fünfziger Jahren, wo die Abwehr gegen die Zumutungen der modernen Welt in den Architekturentwurf eingegangen war. Es sind dabei Kirchen von Karl Band, Gisbert Hülsmann, Josef Lehmbrock und Fritz Schaller. Die Lehmbrock-Kirche ist eingedeckt mit einem damals innovativen Schalendach Stefan Polonyis; auch technische Hochleistung muss ein Argument für Erhaltung sein dürfen.

Im Rheinland trifft es Bauten von Emil Steffann, Hans Schilling oder Gottfried Böhm, den Sohn Dominikus Böhms. Seine Kirche St. Ursula, ein zentralisierter Bau in Köln-Kalscheuren (1957-58), liegt verführerisch auf einem grünen Wiesenplan wie sonst nur Ladenzentren mit großem Bedarf an Parkplätzen. In Berlin ereilte das Schicksal natürlich nicht nur St. Raphael, sondern beispielsweise St. Johannes Capristan von Reinhard Hofbauer und beinahe St. Agnes von

¹ Zwischen 1990 und 2004 wurden laut Andreas Poschmann etwa 50 katholische Kirchen in Deutschland verkauft und knapp 40 abgerissen. Die Kirche im Dorf lassen. In: Bauwelt 2006/5. S.28.

² Kirchenschließung. Wikipedia, 22.1.2006.

Werner Düttmann. Unter all diesen Bauwerken sind auch denkmalgeschützte Kirchen. Rang, Namen und Denkmalstatus schützen nicht vor dem Fall.

Das Sekretariat der Evangelischen Kirchen in Deutschland EKD hält sich mit Informationen zurück, die das Schicksal ihres Bestandes betreffen: 21 000 Kirchen plus Friedhofskapellen und Gottesdiensträumen in Gemeindeanlagen, fast genauso viel wie im katholischen Bereich. Der evangelischen Seite ist es gelungen, den Eindruck zu erwecken, das Problem betreffe sie weniger als die Schwesterkirche. Stichproben machen skeptisch. Von einem der angesehensten evangelischen Kirchenbauer im Norden, Friedhelm Grundmann, führt ein Hamburger Architekturführer¹ acht Sakralbauten auf. Drei davon sind nicht mehr im ursprünglichen Gebrauch, ein weiterer ist bereits abgerissen. Grundmanns Gemeindezentrum im Stadtteil Mümmelmannsberg, entstanden 1974-76, mit einer vorgehängten Metallfassade aus emaillierten Stahlblechplatten, steht dieses Schicksal wahrscheinlich in den nächsten Monaten bevor. Der evangelische Kirchenkreis Alt-Hamburg rechnet damit, sich von 35 seiner 127 Kirchen, also von fast einem Drittel trennen zu müssen.² Im Düsseldorfer Landtag fiel sogar eine Zahl von 3500 schließungsbedrohten evangelischen Kirchen, bundesweit.³

Auch Veräußerung und Abbruch der evangelischen Pfarrkirche St. Matthäus in Frankfurt (1952-55), einer spartanischen Wiederaufbauarchitektur der fünfziger Jahre, wären längst vollstreckt, wenn es nach dem Beschluss des Evangelischen Regionalverbandes Frankfurt gegangen wäre. Dass der Bau noch steht, ist nicht plötzlich aufgebrochener Pietät zu verdanken, sondern der Tatsache, dass der potentielle Käufer dieses und der Nachbargrundstücke abhanden kam. Es gibt Kenner, die auch bei dem Bestand protestantischer Kirchen auf Dauer von einer Gefährdung etwa eines Drittels ausgehen.⁴ Ein Drittel nicht mehr haltbar - das scheint die magische Zahl zu werden, und nicht drei Prozent. Ist es zu pessimistisch, von einem Bilder- und Bautensturm zu sprechen, der über das katholische wie das protestantische, der über das säkularisierte Deutschland hinwegfegt?

Kirchenräume sind nach katholischem Kirchenrecht „heilige Orte“, wenn auch nicht aus sich heraus, sondern dank Segnung und Weihe, durch die heiligen Handlungen in der Feier des Gottesdienstes.⁵ Im Protestantismus kommt ihnen erst recht keine dingliche Heiligkeit zu. Luther schrieb den Gotteshäusern keine Sakralität zu, sondern sah sie als Versammlungsstätten, die mit ihrer Bestimmung auch hinfällig werden konnten: „Fiele aber die not fur, das man nicht wollte oder kündte hierin zusammen kometen, so möcht man wol draussen beim Brunnen oder anders wo predigen“.⁶ Die unterschiedliche theologische Deutung des Kirchenbaus in den Konfessionen scheint aber keinem Unterschied in der Praxis zu entsprechen, keiner mehr oder weniger größeren Bereitschaft zur Erhaltung von Kirchenbauten auf katholischer oder evangelischer Seite. Verkauft und/oder abgerissen wird hier wie dort.

¹ Ralf Lange. Architekturführer Hamburg. Stuttgart, 1995.

² Oberbaudirektor Jörn Walter auf dem Evangelischen Kirchenbautag Stuttgart 2005. In: Herder Korrespondenzen 59, 2005/11. S.574.

³ Kirchenzeitung Köln, 10.2.06. S.3. Genannt von dem kulturpolitischen Sprecher der CDU-Landtagsfraktion Thomas Steinfeld.

⁴ Ludwig Matthias. Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart Marburg. Zit.: FAZ, 25.11.05.

⁵ Can. 1205f.

⁶ Weimarer Ausgabe 49. S.592. Zit.in : Horst Schwebel. Die Kirche und ihr bauliches Erbe - aus der Sicht der Evangelischen Kirche. In: Nichts für die Ewigkeit? Kirchengebäude zwischen Wertschätzung und Altlast. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Band 63. Bonn, 2001. S.20.

Die äußeren Gründe für die Krise der Kirchenarchitektur in beiden Konfessionen liegen auf der Hand. Die demografische Entwicklung in Deutschland zeigt in Richtung Bevölkerungsrückgang. Weniger Menschen zahlen weniger Kirchensteuern; und da die Steuereinnahmen überhaupt zurückgegangen sind, sind es auch die Kirchensteuern, die prozentual von der Lohnsteuer abhängen. Es trifft also die Kirche wie den Staat. Sollte die Abnahme der Bevölkerung künftig durch Zuwanderungen teilweise ausgeglichen werden, so wird es sich oft um Angehörige anderer Religionen handeln.

Es gibt weniger Menschen, und es gibt weniger aktive Christen. Diese Verluste sind nicht nur eine Sache der Statistik. In den Zivilgesellschaften der westlichen Welt hat die Kirche ihren Alleinvertretungsanspruch als einzig sinngebende Instanz verloren. Man wird nicht mehr wie selbstverständlich in eine religiöse Schicksalsgemeinschaft mit ihren Sinnangeboten, Heilsversprechen und trostreichen Ritualen hineingeboren, der man von der Taufe bis zu den Exequien angehörte. Austritte aus den Kirchen sind in beiden Konfessionen zahlreich und halten an.

Aus allen diesen Gründen ist die Haushaltslage der meisten Diözesen und Landeskirchen besorgniserregend bis desolat. Davon betroffen ist selbstverständlich auch die Erhaltung des Baubestandes. Niemand wird die Konflikte der Kirchenleitungen unterschätzen, abzuwägen zwischen der Weiterbeschäftigung ihres Personals und der Aufrechterhaltung der geistlichen und sozialen Dienste einerseits und der Pflege ihres architektonischen Erbes andererseits. Wenn ich hier von Bauwerken spreche, so heißt das nicht, dass der Architekturhistoriker die Notlage vergäbe, die erst den Erhalt von Kirchenbauten zu einem Problem gemacht hat.

Die Generalvikariate und Landeskirchenämter - manche Generalvikariate und Landeskirchenämter - reagieren, wie große Firmen auf wirtschaftliche Risiko-Situationen reagieren. Unternehmensberater gehen in den Ämtern ein und aus. „Modernes Immobilienmanagement ist ein häufig vernachlässigtes Feld kirchlichen Unternehmertums“, lese ich im Rahmenprogramm der Messe Ecclesia Köln 2006.¹ Die Ratschläge von McKinsey & Co. lauten, wie sie in ähnlichen, profanen Fällen lauten: Trennung von unrentablen Geschäftszweigen, „Verschlankung“ der Personalstruktur (sprich: Personalabbau), Verzicht auf Unternehmensleistungen, die nicht zum Kerngeschäft gehören, Verkauf überflüssiger Immobilien. Nur: Wie lassen sich Kategorien wie Rentabilität und Immobilienmanagement auf Unternehmen anwenden, deren „Produktion“ sich jeder betriebswirtschaftlichen Bilanzierung entzieht und die „Dienst-Leistungen“ in keinem messbaren Verstand hervorbringen: Zuwendung, Fürsorge, Feier, Anbetung, Trost, Sinn? Kirchen sind Institutionen, die seit je profaner Geschäftslogik entrückt waren. Hier werden sie gnadenlos dem „unbegrenzten Zugriff der Ökonomie“² unterworfen.

In den Arbeitshilfen der Kirchen zum Umgang mit ihren Liegenschaften galt Veräußerung noch als ganz seltener Sonderfall. Das ist erst drei Jahre her. Geduldet wurde und wird die Übereignung an andere, aber an ausschließlich christliche Glaubensgemeinschaften: griechisch-orthodoxe, koptische oder armenische beispielsweise. Die Übergabe an nicht-christliche Glaubensgemeinschaften, gar an muslimische bleibt nach wie vor ausgeschlossen. Man wird den Eindruck nicht los, dem gekränkten Stolz einer zweitausendjährigen Institution würden ihre eigenen Kulturdenkmäler geopfert.

¹ In: Die Auslese. Vierteljährliche Informationsschrift für Kirche und Friedhof. Bonn, Februar 2006. S.24.

² Wolfgang Huber. In: Die Leute trauen sich ja in die Kirche. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.2.2006. S.40.

Eher wird ein Bau preisgegeben als einer anderen Religion überlassen. Ein anderes Verhalten sei wegen der Symbolwirkung solcher Maßnahmen nicht möglich, formulieren die entsprechenden Papiere beider Konfessionen ziemlich gleichlautend.¹ Wären frühere Jahrhunderte ähnlich rigoros verfahren und hätten die Gotteshäuser beim Wechsel zu einer anderen Religionsgemeinschaft zerstört statt sie zu übernehmen und ihren Bedürfnissen anzugleichen, gäbe es weder die Hagia Sophia in Istanbul noch die Moschee von Cordoba.

Was heute, nach kirchlichen Sondernutzungen wie City-Kirche oder Jugendkirche und nach der Übereignung an andere christliche Religionsgemeinschaften, als der drittbeste Fall gilt und auch oft praktiziert wurde, ist die Umnutzung für gemeindenaher, mit der früheren sakralen Bestimmung verträgliche Aufgaben. Wenn Grundstücke aus Kirchenbesitz aufgegeben werden sollen, wäre es allemal besser, für soziale oder karitative Aktivitäten Räume innerhalb der bestehenden Kirchengebäude zu schaffen, als auf die Kirchen zu verzichten und die Nebengebäude zu erhalten. Im badischen Lobenfeld hat man ins gotische Langhaus einer ehemaligen Klosterkirche eine Art großen Tisch aus Stahl und Glas gestellt. Oben dient er als Empore, unten als Saal für Tagungen, Konzert, Feste, im Winter auch als Winterkirche. Für manche Kirchbauten, vor allem wenn sie in der Nähe von Friedhöfen liegen, wird eine Umwidmung zu Columbarien erwogen, also zu Aufbewahrungsstätten von Urnen. Die Kirche als Ort der Trauer und des Trostes: Das liegt nahe an ihrem einstigen Dienst.

Neben karitativen und sozialen Aufgaben der Gemeinden scheint vor allem in kulturellen Bestimmungen Rettung zu liegen. Schon nach dem Zweiten Weltkriege sind Kirchen in Citylagen, wo Pfarrgemeinden zugunsten von Büro- und Geschäftsflächen reduziert wurden, zu Museen oder Konzerthäusern gemacht worden. Vor allem in der Ex-DDR, wo die Kirchen einen schweren Stand hatten und zahlreiche wiederaufbaufähige Ruinen gesprengt wurden, ließen sich Gotteshäuser leichter aufbauen, wenn sie kulturelle Einrichtungen aufnahmen. In Frankfurt an der Oder wurde die ehemalige Franziskanerkirche seit 1966 zum Konzerthaus der Stadt umgewandelt. Schinkels Friedrichwerdersche Kirche in Ostberlin entstand zur 750 Jahr-Feier der Stadt 1987 als Skulpturenmuseum neu.

Besonders bei baulichen Lösungen nach der Wiedervereinigung ergaben sich aus dem Kontrast zwischen den ehrwürdigen alten Gehäusen und den neuen Einbauten überaus reizvolle Lösungen: Bibliothek und Veranstaltungsräume im märkischen Müncheberg, als großer bauchiger Container dem gotischen Mauerwerk von St. Marien eingepasst. Oder der Konzertsaal in Neubrandenburg, wo Parkett und Tribüne berührungsfrei in die Schale der ehemals dreischiffigen gotischen Halle eingelassen sind. Vor Ort kommt die Phantasie auf unvorhersehbare Einfälle. In die Berliner Eliaskirche zog ein Kindermuseum ein, in die Gemeindekirche von Federow an der Müritz eine so genannte Hörspielkirche.

Aber so viele Kultureinrichtungen werden nicht gebraucht und können nicht bezahlt werden, wie es überzählige Kirchbauten gibt. Man muss sich dankbar bescheiden, wenn auch weniger gediegene Nutzungen in die nicht mehr benötigten Gebäude einziehen. In der ehrwürdigen Trierer Reichsabteikirche St. Maximin wird seit einem Jahrzehnt Korbball gespielt und geturnt; benachbarte Schulen verwenden sie als Sporthalle. Sie dient auch als Konzerthalle und als Zugang

¹ Umnutzung von Kirchen. Arbeitshilfe 175 der Deutschen Bischofskonferenz. 24. September 2003. - Texte aus der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands Nr.122. November 2003.

zur unterirdischen Nekropole.¹

Kleinteilige Wohnfunktionen sind mit den großen Baukörpern schwer vereinbar. Manchmal gelingt es. In Köln-Rondorf hat ein Architektenatelier sich in einer aufgelassenen Kirche eingewohnt. Der Turm nahm vier doppelstöckige Wohnungen auf. Baurechtlich ist er nun ein Hochhaus. Das Atelier nutzt das Schiff, öffentlich zugängliche Bereiche für Ausstellungszwecke sind freigehalten.

Im Ausland ist man weniger heikel. In niederländischen Kirchen werden Babybedarf oder Einbauküchen verkauft, Diskotheken eingerichtet, fahren Lokalsender ihr Hörprogramm, richten sich Sparkassen und Kneipen zwischen Altar und Taufstein ein.

Immerhin, auch in Deutschland wirbt in Willingen, Sauerland, eine Erlebnistour „mit besonderem Flair“ und nennt sich *Don Camillo*. Da wird einem der Humor sauer. Die Predigtkanzel blieb auf Betreiben der Denkmalpflege erhalten und dient als Übertopf für die Zimmerlinde. Jüngst war zu lesen und zu sehen, wie sich ein Hotelier in der stillgelegten neogotischen Martinikirche in Bielefeld eingerichtet hat. *Glückundseligkeit* heißt das Etablissement, mit der Café-Lounge im Chor. Schlechter Geschmack fängt nicht erst dann an, wenn sich das Rotlichtmilieu ehemaliger Sakralräume bedient.

Im Umgang mit vorhandenen Sakralbauten ist eine neue Stufe der Eskalation erreicht, über die Frage der Umnutzungen hinaus. Noch die Handreichungen der Kirchen, die vor drei Jahren erschienen, beschrieben den Totalverlust als etwas im Grunde Unvorstellbares. Gelegentlich suchte man mit einer Verkleinerung der Kirchen ihren gänzlichen Verlust abzuwenden wie bei der Dornbuschkirche in Frankfurt am Main, wo eine aufwendige, skulpturale Südwand den geschrumpften Kirchensaal abschließt - eine, wie ich vermute, außerordentlich kostspielige Lösung. Dass eine Kirche ganz und gar dem Abriss überantwortet wird, galt noch vor drei Jahren als „ultima ratio“, als „äußerste Alternative“, von der kein Gebrauch gemacht werden sollte.² Insofern hat St. Raphael im öffentlichen Bewusstsein tatsächlich ein neues Stadium - „eingeläutet“ darf ich nicht sagen, ausgeläutet wäre richtiger.

Auffällig bei den Verlustmeldungen ist, wie oft sie die Erzeugnisse einer bestimmten Epoche betreffen. Das ist - abgesehen von der Dorfgotik vor allem in den ostdeutschen Bundesländern - die Wiederaufbauzeit nach 1945 und sind erst recht die sechziger und frühen siebziger Jahre. Von den Verlustkandidaten des Bistums Essen sind 73 von 96, also drei Viertel, nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden. Mehrere Gründe kommen dabei zusammen. Einmal ist in dieser Zeit nach Zahl und Volumen in Größenordnungen gebaut worden, die historisch ohne Beispiel sind. In manchen Diözesen und Landeskirchen konnten die Würdenträger jeden Sonntag zur Kirchweihe fahren. Gebaut wurde vor allem in Neubausiedlungen und Satellitenstädten, weil dort der seelsorgerische Bedarf am größten war. Es mischte sich auch so etwas wie der Stolz der Hybris darein. Superbia galt ja einmal als eine der Ursünden. Man brüstete sich, in der eigenen Gegenwart würden mehr Gotteshäuser gebaut als in der gesamten Geschichte des Kirchenbaus. So viel, wie damals gebaut wurde, kann nicht bewahrt werden, das ist klar. Aber die Auswahl, was zu erhalten ist und was nicht, darf sich nicht nur nach den jeweiligen Ressourcen der zuständigen Kirchenämter richten. Dass ein Erzepiskopat unverhältnis-

¹ Bischöfliches Generalvikariat (Hg.). Die ehemalige Abteikirche St. Maximin in Trier. Trier, 1995.

² Joachim Kardinal Meisner. Umnutzung von Kirchen, Statement 17.11.2003. Pressemitteilung der Deutschen Bischofskonferenz. - Nikolaus Schöch. Was tun mit Gotteshäusern, die keiner aufsucht. www.die-tagespost.de.

mäßig viele Kirchen abbricht, weil es bisher unverhältnismäßig schlecht gewirtschaftet hat, das ist die schlechteste Begründung für eine Entwidmung.

Die Kirchbauten dieser Jahre sind offenbar ungeliebt. Manchmal kann das auch ein zur Distanz verpflichteter Architekturhistoriker verstehen. Was nicht geliebt wird, gerät in Gefahr. Einmal ist für diese Bauten jetzt die Zeit gekommen, wo Generalüberholungen anstehen, vor allem dann, wenn man Jahrzehnte lang an der Bauunterhaltung nichts getan hat außer ein paar Pinselsanierungen. Generalsanierungen sind teuer. Deshalb ist der Zeitpunkt, zu dem sie fällig werden, *der* kritische Zeitpunkt in der Lebensgeschichte eines Bauwerks überhaupt. Hier entscheidet sich, ob der Wille, den Bau in die Zukunft hinüberzuretten, stark genug ist. Die Ausführungsbestimmungen mancher Denkmalschutzgesetze sehen eine Frist von einer Generation vor, also von etwa dreißig Jahren, nach der sich entscheiden soll, ob ein Gebäude denkmalwürdig ist. Annahme war also, dass Menschen, wenn sie dreißig Jahre älter geworden sind, gelernt haben zu unterscheiden, was ihnen etwas wert geworden ist und was nicht.

Merkwürdigerweise funktioniert diese Frist nicht mehr. Die spielerischen Fünfziger Jahre mit ihrem Flugdach-Charme und Amöbengrundrissen haben es vor zwei, drei Jahrzehnten noch geschafft, posthume Sympathien zu mobilisieren. Den sechziger Jahren dagegen ist es nicht gelungen, sich nachträglich Freunde zu machen. Das mag am meistverwendeten Baustoff liegen, dem verhassten Beton, der doch, wenn er sorgfältig ausgeführt und dauerhaft gepflegt wird, ein sehr schönes, formbares, strukturiertes Material sein kann. Es mag auch an der manchmal triumphalistischen, manchmal abweisenden Geste dieser Bauten liegen, die sich in ihrer Abkehr von der schnöden Umwelt oft allzu sehr aufs Innere konzentriert haben.

Einem anderen Berliner Bau aus diesen Jahren, St. Agnes in Berlin-Kreuzberg von Werner Düttmann, drohte kurz nach dem Abbruch von St. Raphael dasselbe Schicksal. Die Kirche des einstigen Berliner Senatsbaudirektors ist ein fordernder, anspruchsvoller Bau. Seine Verteidigungshaltung begreift man, wenn man sich seine unwirtliche Umgebung vor Augen führt. Brutalismus hieß das Wort für diese Haltung. Gemeint war nicht: brutal hässlich, sondern brutal ehrlich, aufrichtig, standfest. Diese Gottesburgen waren Abwehrbastionen gegen die Zumutungen des Massenzeitalters, die es zugleich doch in ihre eigene Ästhetik aufnahm.

Über einen weiteren Grund, weshalb die Kirchen dieser Epoche wenig geschätzt werden, spekuliere ich nur. Kann es sein, dass ihnen gerade die Segnungen des Zweiten Vatikanums schädlich geworden sind, des römischen Konzils von 1962-65, dessen Aufbruchstimmung ja auch auf die protestantischen Kirchen übergriff? Die Sakralgebäude, die in der Vorwegnahme der liturgischen Reformen und erst recht in ihrer Folge entstanden, sind Gehäuse der Gemeinden, versammelt auf den Altar. Fast alle Nebenräume sind gestrichen. Das Kirchenvolk kommt unter einer einzigen Raumdecke zusammen. „Ein Gott, eine Gemeinde, ein Raum“, hieß es schon in den Anfängen liturgiebewussten Bauens.¹

Aus den lange geschmähten neoromanischen oder neogotischen Basiliken des 19. und allerfrühesten 20. Jahrhunderts mit ihren Apsiden, Kapellen und Querhäusern lassen sich Räume abschneiden, Emporen lassen sich einbauen, andere Nutzungen einlagern. Die puristischen, ganz auf ihren Mittelpunkt bezogenen Ein-Räume des reformierten Kirchenbaus

¹ Dominikus Böhm. In: Johannes van Acken. Christozentrische Kirchenkunst. Gladbeck, 1923². S.50.

dagegen erlauben nur den Dienst, für den sie gebaut sind; sie sträuben sich gegen Veränderung. Sie sind sozusagen Spezialisten für die neue Liturgie, zugeschnitten auf diesen und auf keinen anderen Dienst. Wie immer die Gründe lauten mögen: Mit dem Kirchenbau der späten fünfziger, der sechziger, der frühen siebziger Jahre droht eine ganze Kulturschicht weg zu brechen.

Das muss den Denkmalpfleger, muss den Architekturhistoriker und sollte jeden kulturbewussten Bürger bekümmern. Warum werden auch die Nicht-Kirchgänger, die Nicht-Kirchensteuerzahler, wir Sonntagschristen und Alltagsagnostiker diese Bauten entbehren? Kirchen und Pfarrhäuser waren und sind heute noch das einzige, was im modernen Suburbia so etwas wie Ortskerne bildet, nachdem das Rathaus längst der Gemeindereform zum Opfer gefallen ist, die lokale Schule im benachbarten Schulzentrum aufgegangen ist, die kleinen Läden zugunsten des Einkaufszentrums zehn Kilometer weiter und das örtliche Kino zugunsten des Multiplex zwanzig Kilometer weiter geschlossen haben. Kirchen liegen in ihrem Stadtteil meist zentral. Sie binden den Ort zusammen. Sie machen ihn wahrnehmbar. Wir würden sie auch deshalb entbehren, weil Kirche und Gemeindebauten weit und breit oft die einzig wahrnehmbare Anstrengung machten, so etwas wie Baukunst zu bieten, als Kompensationen für die Misere sozialen und unsozialen Wohnungsbaus ringsum.

Aber Kirchen bedeuteten und bedeuten weit mehr, auch diesseits ihres geistlichen Auftrags. In ihrer - wie der britische Architekturschriftsteller John Ruskin es genannt hat - „zeitüberdauernden Zeugenschaft gegenüber den Menschen, in ihrem ruhigen Gegensatz gegen alles Vorübergehende“¹ bewirken sie Kontinuität. „Im Zeitalter der Beschleunigung werden die Spuren der Vergangenheit zum knappen Gut“, sagte der Thüringer Bischof Joachim Wanke vor ein paar Jahren vor den Denkmalschützern, „das Gedächtnis braucht etwas, woran es sich halten kann.“² Kirchen stiften Identität. Es sind Stein gewordene Biografien einzelner Menschen und ganzer Menschengruppen. An sie heften sich Erinnerungen, und immer sind es Erinnerungen an existentielle Momente des Lebens, an Geburt, Kindheit, Hochzeit, Kindstaufe, Tod. Von dem Lyriker Rainer Kunze habe ich die schöne Gedichtzeile gelesen: „Damit die Erde haften am Himmel/ schlugen die Menschen Kirchtürme in ihn“ - wie Nägel, die das Oben mit dem Unten verbinden. Kirchen bildeten und bilden Orte, die der schnellen Verfügbarkeit entzogen sind, wo nicht alles nach Nutzen und Gewinn geht. Die großen Firmen-Headquarters ziehen mit der Fluktuation des Kapitals weiter. Die Kirchen bleiben.

Ein Gotteshaus wie St. Matthäus am Frankfurter Messezugang ist nicht deshalb wichtig, weil es ein besonderes Baukunstwerk wäre, sondern weil es sein vergoldetes Kreuz vor einer übermächtigen Kulisse der Geldverwertung und Warenvermarktung tapfer emporreckt. Christen und Theologen können und müssen noch anders argumentieren. Aber dass es Stätten geben sollte, die gewissermaßen exterritoriales Gelände darstellen und nicht den Regeln dieser Welt unterworfen sind, dass man Orte größerer Lebensintensität braucht, der Reflexion auf das, was aus einem geworden ist und wo es mit einem hingehet, der Besinnung also, das steckt, behaupte ich, als ungewusstes Wissen in uns allen. „Besinnung“ ist ein schönes Wort; als könne man einer Sache und vielleicht sogar dem eigenen Leben, oder einem Augenblick davon, durch den Akt des Innehaltens Sinn verleihen.

¹ John Ruskin. *The Seven Lamps of Architecture*. London, 1849. Zit.: *Die sieben Leuchter der Baukunst*. Dortmund, 1994. S.350.

² Joachim Wanke. *Die Kirche und ihr bauliches Erbe aus der Sicht der katholischen Kirche*. In: *Nichts für die Ewigkeit? Kirchengebäude zwischen Wertschätzung und Altlast*. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Band 63. Bonn, 2001. S.12.

Was ist zu tun?

1. redliche Bilanz ziehen, damit der Umfang des Problems und der Aufgabe deutlich wird; keine Beschwichtigungspolitik treiben.
2. nachweisbare Kriterien entwickeln, die über den Einzelfall hinausreichen und seine Beurteilung erlauben. In sie müssten sowohl die pastoralen Bedürfnisse, die Notwendigkeiten in den Gemeinden eingehen wie die baukünstlerischen und städtebaulichen Merkmale. Dass der ganze Bestand ungeschmälert mitgeführt werden kann, ist angesichts der pressierten Lage ausgeschlossen. Nicht jeder in der Eile früherer Konjunkturen aufgeführte Bau ist es auch wert, erhalten zu werden.
3. untersuchen, ob sich Gemeindedienste nicht in den Kirchen einhausen lassen; besser die Nebengebäude aufgeben als die Kirchen, diese Großen Horte der Identifikation.
4. nichts übereilen. Zeit geben, damit die Betroffenen auf die Suche nach anderen Nutzungen gehen können, damit sie Bundesgenossen aufreiben, Fördervereine gründen, Partnerschaften organisieren können. Manchmal finden sich innerhalb der Gemeinden Gruppen, die bereit sind, sich gemeinsam mit lokalen Sponsoren zusammenzuschließen.
5. prüfen, ob sich eine kommunal-private Trägerschaft herstellen lässt, die den Sakralbau als öffentlichen Raum weiterführt. Kirchen waren in historischen Zeiten in einem Maße öffentliche Räume, das uns heute unvorstellbar scheint. Sie boten Orte, wo Ratsversammlungen tagten, Bruderschaften zusammenkamen, Geschäfte getätigt, Urkunden ausgestellt, „verbrieft“ wurden; eine Kapelle der Lübecker Marienkirche heißt noch heute „Briefkapelle“. Es ist ein Gedanke des Werkbundmannes Roland Günter, aufgegebene Kirchenräume als öffentliche Räume zu erhalten, sie als überdachte Piazza in Gebrauch zu nehmen.¹ In Zeiten, in denen der öffentliche Raum immer mehr aus Einkaufsgalerien besteht, wo das Hausrecht des Betreibers gilt, wären das frei zugängliche Schutzzonen ohne Konsumzwang, an das alte Asylrecht in Kirchenräumen erinnernd. Das muss man allerdings *wollen* und mit ganzer Kraft betreiben. Denn die amtlichen Hürden in Gestalt von Stellplatzverordnungen, Brandschutzbestimmungen, Versammlungsstättenordnungen, Gewerbeaufsichtsregelungen, Gebäudeversicherungen und so fort liegen hoch.

Wir wissen nicht, wie sich Religiosität in Zukunft entwickeln wird. Kirchengebäude sind auch in der Vergangenheit verloren gegangen. In der Stadt, aus der ich komme, Köln, gab es im Weichbild der Altstadt viermal so viel Gotteshäuser wie heute. Sie sind nicht erst im letzten Weltkrieg zerstört worden, sondern lange vorher, besonders während der Säkularisierung zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Vielleicht wird sich ja wirklich das Bedürfnis weiter zurückentwickeln, bestimmte, eigenen Ritualen vorbehaltene Baulichkeiten aufzusuchen und amtskirchlich festgelegten Gebrauch davon zu machen. Aber vielleicht wird sich auch diese gewissermaßen frei schweifende, vagabundierende Religiosität, die sich so überwältigend bei Kirchentagen, Taizé-Veranstaltungen, Weltjugendtagen, Papst-Inaugurationen Bahn bricht, feste Orte suchen. Wäre es nicht denkbar, dass sich diese religiöse Eventkultur, die von den Kirchen gerade eben

¹ Vom Kirchensterben zu Plätzen für die Stadtbereiche. Ein Manifest initiiert vom Deutschen Werkbund Nordrhein-Westfalen. 28.10.2005.

noch an ihren Rändern erfasst und erreicht wird, auch dessen annehmen könnte, was die heutigen Gemeinden nicht mehr halten können oder wollen? Sollte man vorhandene Bauten als räumliche Gefäße für das, was da kommen könnte, nicht aufheben und sorgfältig verstauen, was wir noch haben, auch wenn wir sie vorerst nicht mehr zu nutzen wissen? Manche bedeutende Sakralbauten sind auf uns gekommen, weil sie als Pferdeställe, Manufakturen, Kasernen, Gefängnisse, Lazarette und Zwischenlager zwar zweckentfremdet, aber immerhin weiterbenutzt und damit gerettet wurden.

Und was, wenn alle Mittel erschöpft sind, den wichtigen, bedeutungsvollen Bau zu retten? Bei Luther hole ich mir keinen Rat. Für den Reformator waren aus seiner historischen Situation heraus Kirchen Gebäude wie andere auch, Versammlungsstätten, „und wo dieselb ursach auffhoret, sollt man dieselben kirchen abbrechen, wie man allen anderen hewßern thutt, wenn sie nymmer nutz sind“.¹ Bei historischen Sakralbauten haben unsere Vorgänger gottlob nicht immer so gehandelt. Manche von ihnen wurden gehegt und gepflegt und auch als Ruinen erhalten. Warum sollte man heute nicht auch so verfahren? Das Bauwerk schließen und sichern, statt es abräumen. Den Verfall planend begleiten. Notfalls die Natur ihr Werk verrichten lassen. Es gibt in einigen deutschen Städten solche Orte, meist verbunden mit Gedenkstätten: die Nikolaikirche in Hamburg, deren Turm den alliierten Bombengeschwadern als Orientierung diente, die Ägidienkirche in Hannover, Alt St. Alban in Köln. In Ruhrgebiet und Saarland beginnt man seit den neunziger Jahren Zechen, Gießereien und Kokereien als Zeugnisse einstiger Arbeit dem gesteuerten Verfall zuzuleiten. So binden sie noch auf Jahrzehnte oder Jahrhunderte die Erinnerung. Warum nicht so auch bei Kirchen? Erinnerung angesichts eines lädierten Bestandes ist allemal besser als der bald vergessene Totalverlust.

Die in Kauf genommene Ruine wäre der Notfall, wenn sonst nichts mehr hilft. So lange aber diese Bauten mitten in dem Alltag stehen, der uns umgibt, sollten wir sie verteidigen, wie es John Ruskin angemahnt hat: "Bewacht ein altes Bauwerk mit ängstlicher Sorgfalt; bewahrt es so gut wie angängig und um jeden Preis vor dem Zerfall. ... stellt Wachen ringsherum auf, wie an den Toren einer belagerten Stadt“.² Wir sollten sie verteidigen um ihrer besonderen Bestimmung und ihres besonderen Ranges willen, und vielleicht auch weil wir auf Chancen hoffen, von denen wir heute nicht wissen können, wie sie einmal aussehen werden.

Anmerkung:

Wir danken Herrn Professor Dr. Wolfgang Pehnt für die freundliche Überlassung dieses seines Manuskriptes und für die Zustimmung zur Veröffentlichung.

Peter R. Seeber, Ev. Akademie Recklinghausen e.V.

¹ Martin Luther. 1522. WA 10/I, 1, 252. Zit. in: Horst Schwebel. Die Kirche und ihr bauliches Erbe - aus der Sicht der Evangelischen Kirche. In: Nichts für die Ewigkeit? Kirchengebäude zwischen Wertschätzung und Altlast. Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz Band 63. Bonn, 2001. S.20.

² John Ruskin. The Seven Lamps of Architecture. London, 1849. Zit.: Die sieben Leuchter der Baukunst. Dortmund, 1994. S.367.